

Stundengebet 1: Warum überhaupt beten?

1. Gottesbild: Beten ist heute alles andere als selbstverständlich, Umfragen zufolge auch unter Christen. Denn beten wird nur, wer ein bestimmtes Gottesbild hat. Wer sich zum Beispiel Gott nicht als Person vorstellt, die jedes Individuum liebt und wahrnimmt, wird kaum das Du der vertrauten Anrede in den Mund nehmen, sondern stattdessen vielleicht Formen wortloser Meditation wählen. Wer sich Gott nicht transzendent, sondern als innerweltliche Macht vorstellt, wird vielleicht versuchen, durch Beschwörung, Magie oder Gefälligkeiten wie Opfer Einfluss auf diese Macht auszuüben. Christen aber – und das ist Konsens aller Konfessionen, die sich bis heute gehalten haben – glauben an einen personalen und transzendenten Schöpfergott, und erkennen sich selbst als dessen Geschöpfe.

2. Gottesverehrung: Aus diesem Gottes- und Menschenbild leitet sich dann auch die Verhältnisbestimmung der beiden zueinander ab: Der gläubige Mensch findet in der Begegnung mit Gott zu sich selbst; hier erfährt er die Zuneigung seines Schöpfers und die Sinnhaftigkeit seiner Rolle in der Welt. Der gläubige Mensch antwortet auf das Geschenk seines Lebens mit Dank, Lob und Verehrung. Seine Sorgen und Nöte vertraut er Gott an. Er hofft auf das Heilwerden der ganzen Schöpfung und erklärt sich bereit, sein Mögliches zu diesem Ziel beizutragen. Er bekennt und gelobt Umkehr, wenn er dieser Bestimmung nicht gerecht wird. Das sind die Grundvollzüge christlichen Betens. Sie nähren sich aus dem Wort Gottes in den heiligen Schriften. Und in ihnen findet die gesamte christliche Existenz und Lebenshaltung ihren adäquaten Ausdruck.

3. Beten als Schlüssel-Erfahrung christlicher Existenz: Deshalb gilt das Beten von Anfang an als *das entscheidende Charakteristikum* der Christen. Wenn jemand Christ werden will, bringt man ihm zuerst das Beten bei. So beschreibt es Justin der Märtyrer schon im 2. Jahrhundert. Und gleich nach dem Taufbad führt man ihn feierlich in den Gemeindegottesdienst – und zwar nicht erst zur eucharistischen Mahlhandlung, sondern bereits zu den Fürbitten, dem allgemeinen Gebet für das Heil der Welt, an dem der Taufbewerber vorher noch nicht teilnehmen durfte. Das Gebet der Kirche ist die erste Tat seiner neuen Existenz als Teil des Volkes Gottes, als Glied am Leib Christi. Und auch sein privates Gebet hat fortan stets eine kirchliche Dimension.

4. Die Intimität des Gebets: Dabei hatte das private Gebet tatsächlich ganz individuellen Charakter. Denn beten ist nach der ältesten christlichen und bereits in der Antike klassisch gewordenen Definition – „Gespräch mit Gott“ (Klemens von Alexandrien). Die entscheidende Ebene des kirchlichen Gebetslebens ist demnach der intime Kontakt jedes und jeder Einzelnen zu Gott, und zwar in freier Rede – wie auch immer einem der Schnabel gewachsen ist, und wie auch immer man auf seine Äußerungen so etwas wie Antwort erfährt ... Wenn später das Stundengebet in dicken Büchern vorgeschrieben und tausendfach wörtlich nachgebetet wurde, dann mag das für bestimmte Personengruppen hilfreich sein (Mönche, Nonnen, Kleriker). Alle anderen aber (und das Thema geht alle an) verleitet es dazu, das Kernanliegen zu verfehlen: das eigene, innig vertraute Gebet, den persönlichen Draht nach oben!

5. Die Sprache des Gebets: Gott versteht alles, auch „wortlose Seufzer“ (Röm 8,26). Aber meistens nutzen Menschen zur Verständigung mit ihm ihre Sprache – so, wie untereinander auch. Die Ausdrucksformen dafür wandeln sich permanent; und sie müssen es, um immer lebendig und echt zu sein. Auch die Vorstellungen über den Sinn und die Wirksamkeit von Gebeten sind nicht mehr die gleichen wie früher. Zugleich bewähren sich mit der Zeit – und im Miteinander – bestimmte Formulierungen und Inhalte. Diese können ein großer Schatz für den eigenen Glauben und eine Hilfe und Schule für das eigene Beten sein. Sie können aber auch den Bezug zur Wirklichkeit und zum inneren Wort verlieren. Mit Gott zu sprechen, ist immer ein Drahtseil-Akt zwischen dem Denken des Einzelnen hier und jetzt und der Sprache einer weltweiten und uralten Gemeinschaft.

6. Die Ganzheit des Geschöpfes im Gebet: Beten ist in der Antike selbstverständlich ein ganzheitlicher Vorgang. So wie Körper und Geist gleichermaßen von Gott geschaffen und daher gut sind, ist auch beides in das Gebet eingebunden. Der Mensch nimmt geistig und körperlich Haltung ein. Er erhebt Stimme und Herz. Er vollzieht innerlich mit, was er äußerlich sagt und tut. Das Geschöpf betet ganz. Und der Körper betet mit. Natürlich kann man auch einmal beten, ohne aufzustehen und hörbar zu sprechen; dann trägt der Geist das Gebet allein. Umgekehrt darf man Rituale auch einmal ausüben, ohne mental bei der Sache zu sein; dann trägt der Körper das Gebet allein. Im Idealfall und auf Dauer aber ist beides im Gebet aktiv – als logische Folge der ganzheitlichen christlichen Schöpfungstheologie.

Stundengebet 2: Warum täglich beten?

1. Im Angesicht der Endlichkeit: Nicht nur der Raum ist von Gott geschaffen – also das Weltall und alles, was in ihm ist –, sondern auch die Zeit. Vor der Erschaffung der Welt gab es keine Zeit. Die Weltzeit ist deshalb ebensowenig unendlich wie die Weiten des Universums. Alles Leben hat einmal ein Ende. Und auch *jedes* Leben hat einmal ein Ende. Anerkennung der eigenen Geschöpflichkeit bedeutet auch, sich der Befristung der eigenen Existenz bewusst zu werden. In dieser Welt werden wir nicht ewig leben.

2. Die Einmaligkeit des Augenblicks: Der Tod, den jeder individuell erleiden muss, gibt jedem einzelnen Augenblick der Lebensspanne eine besondere Würde. Dadurch, dass sich keine Situation wiederholen, nichts Getanes ungeschehen machen und die Gesamtbilanz nicht verlängern lässt, wohnt jedem Moment der Ernst und das Gewicht der Einmaligkeit inne: Wozu ich mich heute entscheide, das ist unwiderruflich und endgültig. Die berühmte Tastenkombination [Strg] + [Z] für „zurück / rückgängig machen“ gibt es im wirklichen Leben nicht. Dass meine persönliche Freiheitsgeschichte limitiert ist, erhöht die Verantwortung für die Gestaltung meines Lebens: weil jeder Augenblick bedeutsam ist – und weil jeder Augenblick der letzte sein könnte. Das ist der Grund, warum Christen den Anspruch an sich stellen, nicht nur ab und zu, sondern permanent ihrer geschöpflichen Bestimmung gerecht zu werden, d. h. in jedem Augenblick aus der Verbindung mit Gott heraus im Sinne seines Heilswillens zu leben und zu handeln. Konkret bedeutet dies: Das Leben des Christen ist umso erfüllter von Sinn, Zuversicht und Nächstenliebe, je durchgängiger es von der oben beschriebenen Grunderfahrung der Gottesnähe geprägt ist.

3. Wie kann man immerzu beten? „Betet ohne Unterlass!“ (1 Thess 5,17) Dieses paulinische Motto wurde schon in der Antike zu *der* Parole für ein Leben, das komplett vom Glauben an Gott getragen ist. Aber permanent zu beten ist kein praktikables Modell für Christen, die im Leben noch anderes zu tun haben, z. B. Arbeit oder Familie. Bereits Origenes und Augustinus haben das Gebot deshalb anders verstanden: Es gibt demnach zwei Arten von Gebet, nämlich explizites und implizites Gebet. „Explizit“ meint das, was wir normalerweise unter Gebet verstehen: sich sprachlich an Gott zu wenden, sei es mit Dank oder Bitten, mit Klage oder Lob. Indem nun die im konkreten Gebet explizit gemachte Gottesbeziehung auf eine innere Grundhaltung ausstrahlt, die auch alle sonstigen Handlungen des Menschen durchdringt, kann dann auch das gesamte sonstige Leben „implizit“ zum Gebet werden. So verstanden kann man das paulinische Gebot durch ein Leben nach Gottes Weisungen erfüllen, auch ohne immer ausdrücklich mit Gott im Gespräch zu sein. Der syrische Dichter Aphrahat (4. Jh.) bringt es auf den Punkt: „Begnüg dich nicht mit dem ‚Vergib mir!‘, sondern erquicke die Zerschlagenen, besuch die Kranken, versorg die Armen! Das ist Gebet.“ (demonstr. 4, 14; dt. FC 5, 1, 150 Bruns)

4. Von der Gewohnheit zum Habitus: Die beiden Sorten des Gebets sind einander dienend zugeordnet. Das explizite Gebet ist Kristallisation und Ausdruck des ständigen, und das ständige Gebet ist Habitualisierung und Umsetzung des expliziten. Ein solcher Habitus aber entsteht nicht von allein, er muss mühselig antrainiert werden. Daraus ergibt sich: Die konkreten Gebetszeiten, die sich in der Tradition herausgebildet haben, sind kein Selbstzweck; ihr überlieferter Textgehalt ist nicht die Hauptsache. Sondern im Kern sollen sie allesamt Hilfestellung geben, „chronisch“ aus einer christlichen Haltung heraus zu leben und zu handeln, auch wenn einmal keine Zeit zum Beten oder Nachdenken bleibt. Die vielen kurzen Fixzeiten expliziten Gebets wollen fruchtbar werden in einer christlichen Existenz im umfassenden Sinn. Ein solches implizites „immerwährendes“ Gebet muss von Zeiten ausdrücklichen Gebets getragen werden, wie eine Brücke durch ihre Pfeiler. Und wessen Glaubensdisziplin nicht die Tragfestigkeit von Spannbeton aufweist, der braucht solche Pfeiler in entsprechend kurzen Abständen.

5. Alte Rituale mit Reminder-Funktion: Man soll also nicht nur täglich beten, sondern so oft es eben geht: Wenn schon nicht „ohne Unterlass“, dann wenigstens bei jeder Gelegenheit, zu jeder Stunde, deshalb: Stundengebet! Alle Rituale galten damals als geeignet, um ein kleines, reflexhaftes Gebet damit zu verbinden: Aufstehen und Schlafengehen; natürlich immer beim Essen; wenn man das Licht anzündet; wenn man die Schuhe anzieht; bei der Körperpflege, sogar nach dem Sex. Auch feste Uhrzeiten werden genannt: zuerst um das Jahr 200 in Karthago, wo die dritte, sechste und neunte Stunde öffentlich ausgerufen wurden, um als Ordnungsmarken für Termine und Verabredungen im städtischen Markt- und Geschäftsleben zu dienen. Solche öffentlichen Zeitmarken erwiesen sich für das Anliegen des Stundengebets als ungemein praktisch – reißen sie doch alle Menschen ohnehin für einen Moment aus ihren Tätigkeiten heraus. Heute erledigen das die Glocken und laden mich jeden Tag ein zu einer kurzen Rücksprache mit Gott, ob ich auf einem guten Weg bin. So wird der gesamte Alltag, seine Mühseligkeiten und Ablenkungen, seine Geschäftigkeit und sein Kleinkrieg mit Erinnerungsmarken durchzogen, die den eigentlichen Grund des Lebens und den zentralen Auftrag in der Welt immer wieder ins Bewusstsein holen.

Stundengebet 3: Warum gemeinsam beten?

1. Sammlung und Versammlung: Die Versammlung hat seit ältester Zeit fundamentale Bedeutung für das kirchliche Leben. Christen waren einander nicht nur im Geiste und im Gebet verbunden, sondern sie trafen sich, so oft es ging: zum Mahl, zum Lesen, zur Unterweisung, und natürlich wurde dann auch gemeinsam gebetet. Diese Zusammenkünfte dienten einerseits dem Aufbau der Gemeinschaft, sie waren aber darin andererseits auch Ausdruck der eschatologischen Sammlung des Gottesvolkes. Diese Sammlung zählt immerhin zu den zentralen heilsgeschichtlichen Aufgaben der Kirche und mündet in das Ziel, dereinst einmal die gesamte Menschheit im Lobpreis Gottes zu vereinen. Als man damit anfang, Gotteshäuser zu bauen, hat man deshalb keine unzugänglichen Tempel auf hohen Podesten errichtet, sondern Räume für die Versammlung der Gemeinde.

2. Mit dem Himmel vereint: In der Vorstellungswelt der jüdisch-christlichen Überlieferung scharen sich ja auch im Himmel die Engel und Heiligen zur *laus perennis*, zum fortwährenden Lobpreis um den Allmächtigen. Der uralte Stundengebetshymnus „Gloria in excelsis Deo“ greift den biblisch überlieferten Wortlaut des Engelgesangs auf (vgl. Lk 2,14) – ähnlich wie das Sanctus im eucharistischen Hochgebet. Die Liturgie der Kirche erklärt sich damit selbstbewusst zum irdischen Mitvollzug der himmlischen Verherrlichung Gottes – auch das Stundengebet in seiner jeweiligen Konkretion, wann immer physisch der Lobpreis Gottes aus menschlichen Kehlen erklingt. So ruft die Kirche täglich jenen Teil der Menschheit zusammen, der den himmlischen Lobpreis heute schon auf Erden singt. Es ist deshalb theologisch angemessen und naheliegend, auch das tägliche Gebet, wann immer es möglich ist, nicht vereinzelt und zerstreut, sondern in Gemeinschaft zu vollziehen – als Abbild jener Gemeinschaft, die alle Welt und alle Zeit umfasst.

3. Tägliche Zusammenkunft: In relevantem Ausmaß war dies seit dem 4. Jahrhundert der Fall: Damals erhielt die Kirche ihre Freiheit; in der Fläche der Gemeinden wurden geeignete Räumlichkeiten errichtet und Planstellen diensthabender Kleriker eingerichtet. Es entstand die Tagzeitenliturgie als ein zentraler Selbstvollzug der Kirche. Außer am Sonntag und den großen Festen des Kirchenjahres wurden die Tore der Kirchengebäude nun auch im Alltag für die Gläubigen geöffnet – gewöhnlich am Morgen und am Abend. Und bald wuchs der Anspruch, dass die Gemeinde sich tatsächlich jeden Tag so zahlreich wie möglich versammeln solle. Dabei erfuhr die Tagzeitenliturgie eine ungeheure theologische Wertschätzung: Ihr eignete eine vergleichbare ekklesiologische Dignität wie der Feier der Eucharistie.

4. Der Leib Christi in Aktion: Theoretisch gilt das bis heute. Die Liturgie-Konstitution Sacrosanctum Concilium des II. Vatikanischen Konzils (SC 7. 83) und die Allgemeine Einführung in das Stundengebet (AES 6–8. 13. 15) entfalten ihre Theologie auf derselben Grundlage: Christus selbst ist präsent, wenn die Kirche singt und betet. Er vollzieht darin das Werk der Erlösung und singt mit den Menschen gemeinsam den himmlischen Lobpreis. Die Kirche als der Leib Christi übt im Kult dessen Priestertum aus. Das zeigt sich auch rituell – besonders an den Fürbitten: Dieser heute eher als marginal wahrgenommene Bestandteil galt früher als so zentral, dass Katechumenen, Büsser und alle, die nicht voll und ganz zur Kirche gehörten, gebeten wurden, den Raum zu verlassen – genau wie in der Eucharistiefeier. Denn für das Heil der ganzen Welt vor Gott einzutreten, das ist nach dem Zeugnis des Hebräerbriefes der priesterliche Dienst Christi, den die Kirche in der Liturgie als sein Leib vollzieht (vgl. AES 6f. 13. 15. 17). Die konkret versammelte Gemeinde ist also nicht nur in der Feier der Eucharistie der Leib Christi, sondern auch in der Feier der Tagzeiten – und zwar unabhängig davon, in welcher Konfession der Einzelne seine Taufe empfangt.

5. Laien in Verantwortung: Entgegen einer verbreiteten Wahrnehmung ist das Stundengebet keine klerikale oder monastische Standespflicht. Denn Gebet braucht keinen Umweg. Und meinen persönlichen Ausdruck kann ich nicht delegieren. Jede Stimme zählt. Das Besondere am Stundengebet ist seine Herleitung aus der Beauftragung aller Getauften zum Gebet. So ist es in der Geschichte immer auch ohne Kleriker gefeiert worden; man denke nur an die große Tradition der Frauenklöster. In der „Basis-Liturgie des Volkes Gottes“ verwirklicht sich die Kirche, sobald eine beliebige Anzahl Gläubiger jedweder Konfession zur Gottesverehrung zusammentritt. Alle liturgischen Aufgaben inklusive der Leitung können dann von jedem und jeder Getauften übernommen werden. Das typische Mobiliar für solche Feiern ist nicht der Altar mit Priestersitz im Gegenüber zum Kirchenschiff der Gemeinde, sondern das Chorgestühl, in dem die Leitung und alle Dienste eingereiht bleiben in eine Gemeinschaft von Gleichen.

Stundengebet 4: Warum öffentlich beten?

1. Die Welt soll es sehen! Einen der frühesten Belege für tägliche Morgen- und Abendgottesdienste in allen Gemeinden liefert im 4. Jahrhundert Eusebius von Caesarea. Er betont darin voller Stolz, dass der weltweit flächendeckend erschallende Lobpreis auch ein deutliches Zeichen für die Macht Gottes sei. Die Präsenz der betenden Kirche in der Welt mache nach außen deutlich, dass die Sammlung der ganzen Menschheit begonnen hat und fortschreitet. Eusebius hatte gut reden. Das Stundengebet erfuhr damals ein geradezu surreales Maß an finanzieller und logistischer Unterstützung durch den Staat: Kaiser Konstantin hatte dem christlichen Kult dieselbe staatstragende Bedeutung beigemessen wie seine Vorgänger den heidnischen Kulturen, und darum der Kirche Steuerprivilegien, Erb- und Eigentumsrechte sowie ein umfassendes Bauprogramm zugute kommen lassen. Später, unter Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert, wird die Durchführung des Kultes den Klerikern sogar staatsrechtlich verordnet – und das war rein zeitlich vor allem die zweimal tägliche, öffentliche Feier der Tagzeiten. Diese Zeiten sind vorbei; und Gottes Macht am politischen und gesellschaftlichen Erfolg seiner Kirche festzumachen, ist heute nicht mehr zu empfehlen.

2. Lebenszeichen geben: Was bleibt, ist das bauliche Erbe abendländischer Kulturgeschichte: Seit die antike Kirche gezielt den öffentlichen Raum für sich eroberte, prägen die für die Liturgie errichteten Gotteshäuser die städtebauliche Identität Europas. Über eine solche flächendeckende Infrastruktur verfügt keine andere Institution weit und breit. Allerdings ist nicht mehr viel von der ursprünglichen Intention für die Errichtung zu spüren, dass nämlich in jeder dieser Kirchen jeden Tag öffentlich gebetet würde. Das ist kein bloßer Schönheitsfehler, sondern geht an die Substanz. Denn mit der sachgerechten Nutzung der Kirchen geht auch ihr Zeichencharakter verloren. Noch lassen der Anblick eines Kirchturms oder das Läuten der Glocken die meisten Menschen an die lebendige Kirche denken, an ihre Gottesdienste, ihr soziales Engagement oder eben auch an ihre Botschaft und an Gott. Diese Präsenz wäre dahin, wenn bald auch bei uns – ähnlich wie es in England oder Holland bereits der Fall ist – jede dritte Kirche, die noch so aussieht, gar keine mehr ist. Wird es Christen in Zukunft noch gelingen, diese Bauwerke mit jener Sorte Leben zu füllen, die hineingehört? Stundengebet kann man auch feiern, wenn kein Hauptamtlicher noch einen Termin in seinem Kalender frei hat ...

3. Im Dienst am Andern: Es geht aber gar nicht nur um die Außenwirkung; es geht auch um Diakonie: Gottesdienste können Menschen einen Dienst erweisen. Und einer Gemeinschaft, die sich dem Heil der ganzen Welt und der Mission verpflichtet weiß, können die Menschen vor der eigenen Kirchentür in dieser Hinsicht nicht gleichgültig sein. Darunter mögen sich solche finden, die einfach nur wohlthuende Ruhezone zur Besinnung oder zur Entschleunigung suchen. Oder es mögen Menschen darunter sein, denen sich eine Begegnung mit der biblischen Erzähltradition für ihr eigenes Leben als sinnstiftend erweist. Wer öffentlich betet, öffnet sich auch für die Bedürfnisse solcher Passanten im fußläufigen Umfeld der Kirche, deren Läuten sie schließlich zur Teilnahme einlädt, auch wenn sie vielleicht in ganz unterschiedlich ausgeprägter Distanz zur Kirche stehen und rituell gar nicht im Stundengebet zuhause sind. Wer diese Öffnung und Offenheit ernst nimmt, wird es nicht bei geöffneten Kirchenportalen belassen, sondern auch im übertragenen Sinn Zugänge zum liturgischen Geschehen eröffnen: geistig, körpersprachlich, emotional.

4. Für alle Welt eintreten: Dass Christen Verantwortung für die Außenwelt empfinden, zeigt sich im Gottesdienst auch daran, dass sie ausdrücklich für das Heil der weiten Welt und der einen Menschheitsfamilie vor Gott eintreten: dass sie für die anderen beten. Die Welt dem Gedenken Gottes anheimzustellen, ist Kernvollzug christlichen und kirchlichen Lebens: In den Fürbitten wünschen wir deshalb, dass die ganze Welt gut wird, wir benennen, was dem noch entgegensteht und entwerfen dadurch die Vision einer „heilen Welt“, für die einzutreten wir berufen sind. Diese ferne Zielvorstellung darf deshalb ihre konkrete Ableitung im Hier und Heute finden: überall dort, wo Unheil, Leid, Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Trauer herrschen. Durch eine klare Option für die Armen und durch Solidarität mit den Opfern erfüllt der Gottesdienst somit auch eine Wächter-Funktion für all jene, die in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld benachteiligt oder vergessen werden. Dabei lassen sich die Feiernden auch selbst ungeschminkt an mögliche eigene Verstrickungen in die Strukturen des Bösen erinnern: Die öffentliche Präsenz der Kirche ist da vital, fundiert und überzeugend, wo täglich in Gemeinschaft gebetet wird, und zwar – hier schließt sich der Kreis – getragen vom persönlichen Gebet aller einzelnen versammelten Getauften.

Checkliste für Stundengebetsprojekte

Situationsanalyse

- Träger: Motivation? Personal? Dunstkreis? Finanzielle Mittel?
- Dienste: Gibt es geschultes (hauptamtliches) Personal? Wie groß ist die Gruppe der Mitwirkenden? Welche Kompetenzen sind vorhanden? Welche nicht?
- Ort: Wo soll das Stundengebet stattfinden? Urbanes Umfeld? Besiedlungsdichte? Wohngegend oder City? Wer ist wann fußläufig in der Nähe?
- Zielgruppe: Kirchliche (konfessionelle) Sozialisation? Inner Circle? Institutionen? Erstbesucher, Wiederkommer, Angewöhner, Liebhaber?
- Zeit: Welche Uhrzeit ist in diesem Kontext geeignet? Wie lange soll ein Gottesdienst dauern? Wie oft soll er angeboten werden?
- Raum: Wie ist der Kirchenraum beschaffen? (Akustik? Bestuhlung? Liturgisches Mobiliar? Ausstattung mit Kunst?)
- Kommunikation: Welche Strukturen und Verteiler für Information und Werbung stehen zur Verfügung?

Gestaltung

- Form: Welche Form (z.B. aus einem Gesangbuch oder einem Kloster) wird zugrunde gelegt? Gibt es bereits Erfahrungen damit? Was bewährt sich? Wo liegen Probleme?
- Materialien: Welche Bücher, Hefte, Kopien, Liedblätter, sonstige Materialien stehen zur Verfügung? Wie ist die Handhabung?
- Vorbereitung: Wer bereitet den einzelnen Gottesdienst vor, wählt Gesänge und Lesungen aus, verteilt Dienste? Läuft das gut oder ist es eine Belastung?
- Gesang: Werden singbare Elemente gesungen? Wird überwiegend gesprochen? Gibt es instrumentale Begleitung?
- Leseordnung: Funktion (meditativ, etc.)? Lectio (semi-) continua? Bezug zum Sonntag? Bezug zu Kirchen oder Gemeinschaften? Pensum?
- Leiblichkeit: Gibt es ein Konzept für die Körpersprache (Stehen, Sitzen, Verneigen, sonstige Gesten oder Rituale)? Wie ist die Sitzordnung?

